

Alles
außer Zürich

Er bringt die Sonne aufs Dach

Mit neuen Berufen soll die Energiewende gelingen. BRIGITTE WENGER hat einen angehenden Solarinstallateur getroffen

Wäre das Wetter gut, könnte Fabrice Bernhard von hier aus Eiger, Mönch und Jungfrau sehen. Doch es ist grau in Rüttenen, einem Dorf im Kanton Solothurn, die Ziegel auf dem Dach des Einfamilienhauses sind nass und rutschig. Anspruchsvolle Bedingungen, um eine Fotovoltaikanlage zu montieren. Ab dem Sommer wird der 15-Jährige täglich auf Dächern rumkraxeln, gesichert natürlich. Dann beginnt er seine Lehre als Solarinstallateur bei der Solothurner Firma Solstis. Am meisten Respekt habe er vor dem Wetter, sagt der Sekundarschüler: »Vor dem Regen und dem Schnee im Winter, vor der brennenden Sonne im Sommer.«

Fabrice Bernhard beginnt im Sommer eine der beiden neuen Solar-Berufslehren, die in der Schweiz geschaffen wurden, um den Fotovoltaik-Boom zu meistern. Die dreijährige Ausbildung »Solarinstallateur:in EFZ« wird mit einem eidgenössischen Fähigkeitszeugnis abgeschlossen. Für Jugendliche mit einem etwas kleineren schulischen Rucksack gibt es die zweijährige Attestlehre zum Solarmonteur. Bisher haben Elektriker oder Gebäudehüllenspezialisten, manchmal auch Zimmerleute oder Maurer die Fotovoltaik-Anlagen installiert und sich dafür weitergebildet. Von den geschätzt 150 Lehrstellen seien noch einige unbesetzt, heißt es bei Swissolar, dem schweizerischen Fachverband für Sonnenenergie, der die Ausbildung mitkonzipiert hat.

Um die 10.000 zusätzliche Fachkräfte braucht es in den nächsten zehn Jahren, um in der Schweiz die Nachfrage nach Solarstrom befriedigen zu können: von der Beratung über die Montage und die Installation bis zum Unterhalt und – eines Tages – auch dem fachgerechten Rückbau der Anlagen.

Das Einfamilienhaus in Rüttenen gehört einem Ehepaar, beide sind über 80 Jahre alt. Auf Solarstrom setzen sie einerseits aus ökologischen Überlegungen, andererseits wollen sie den Wert ihres Eigenheims mit einer Fotovoltaikanlage erhöhen. Noch seien sie fit, aber vielleicht hätten bald die Enkel Interesse an einem eigenen Haus.

Swissolar schätzt, dass in diesem Jahr mehr als zehn Prozent des verbrauchten Stroms aus Sonnenenergie stammen werden. Im vergangenen Jahr seien 1.500 Megawatt Fotovoltaik-Leistung neu installiert worden, das sind fast 40 Prozent mehr als im Vorjahr – und mehr, als zum Beispiel die installierte Leistung der Kraftwerke Oberhasli, zu denen auch der große Grimselstausee gehört. Anfang Monat vermeldete auch das Bundesamt für Energie einen Rekord: Im März wurden pro Tag fast 200 Anlagen für Förderbeiträge angemeldet, so viele wie noch nie.

Dabei kämpfen private Solarstromproduzenten noch immer mit Hürden. Weil die meisten auf einen Speicher im eigenen Keller verzichten, wird der überschüssige Strom ins Netz eingespeist. Das ist aber nicht überall möglich. Und wo es möglich ist, gibt es beträchtliche Schwankungen bei der Einspeisevergütung, also dem Preis, den man für den Strom bekommt.

Dies soll sich mit dem Stromgesetz, über das in der Schweiz am 9. Juni abgestimmt wird, ändern. So sollen etwa die Kosten, die für den Ausbau der Netze anfallen – und die im ländlichen Raum viel höher sind als in dicht besiedelten Gebieten –, solidarisch von allen getragen werden. Auch soll sich die minimale Einspeisevergütung an der Amortisationszeit orientieren. Für Private bedeutet dies: Sie wissen, wann sich ihre Investition lohnt.

Fabrice Bernhard wollte eigentlich Zimmermann werden. So wie sein älterer Bruder. Bauen mit Holz, das ist sein Ding, seit er mitgeholfen hat, daheim ein Gartenhaus zu bauen. Im vergangenen Sommer machte er mehrere Schnupperlehren: als Zimmermann, als Maurer und schließlich als Solarinstallateur. »Es war die einzige Arbeit, bei der ich mich am Abend schon auf den nächsten Tag gefreut habe«, sagt er. Dass er als Solarinstallateur-Pionier auch ein Versuchskaninchen sein

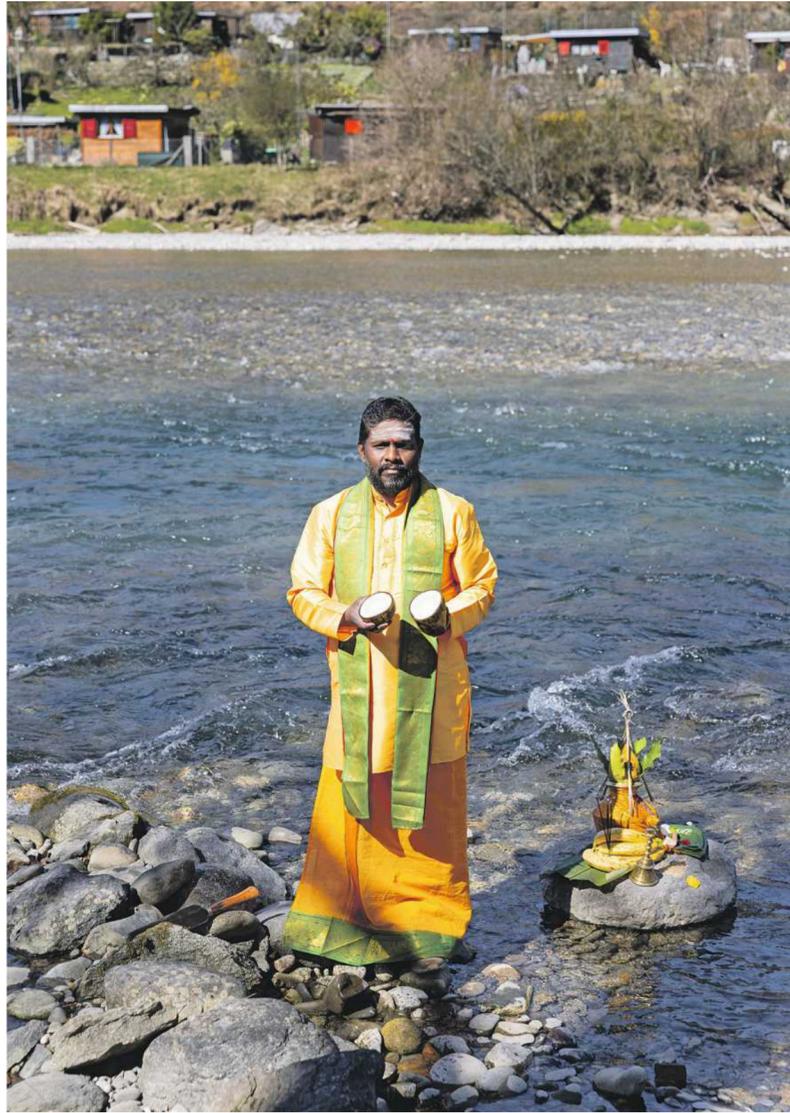
wird, wie er selbst sagt, macht ihm nichts aus. Im Gegenteil. Er freut sich drauf, dass die Erfahrungen, die er in den nächsten drei Jahren machen wird, in die Weiterentwicklung des neuen Berufes fließen werden. Und er freut sich aufs Draufsein, auf neue Kollegen, auf die Handarbeit. »Natürlich werde ich immer dasselbe tun«, sagt er. Aber, das habe er bereits während der Schnupperlehre festgestellt: »Jedes Dach ist anders.« Es bestmöglich und nach den Wünschen der Kundschaft mit einer Fotovoltaikanlage zu belegen, das reizt ihn. Auf jeder Baustelle gebe es Unvorhergesehenes, man müsse improvisieren und vor Ort nach Lösungen suchen.

Auf dem Dach in Rüttenen wird Fabrice Bernhard von Remo Zürcher begleitet. Er ist bei der Firma Solstis mit ihren über 70 Angestellten für die Berufsbildung verantwortlich. »Die Unterstützung können wir dringend brauchen«, sagt er. »Die Nachfrage ist riesig, und die Konkurrenz wächst.« Seinen zukünftigen Lehrbetrieb hat Bernhard mit seiner Arbeitseinstellung überzeugt. »Die Monteure, die bei den Kunden zu Hause arbeiten, sind unsere beste Werbung«, sagt sein Lehrmeister. Ihr Auftreten sei wichtig. Zigarettenstummel rumliegen lassen gehe zum Beispiel gar nicht. Und sei die Kundschaft zufrieden, werde man auch mal zum Kaffee eingeladen.

Fabrice Bernhard raucht nicht. Nun muss er sich nur noch ans Kaffeetrinken gewöhnen.



Fabrice Bernhard, Solarinstallateur-Pionier



Der Wasserbestatter Sasikumar Tharmalingam, 49, an der Aare bei Bern

Zurück ins Wasser

Seit Kurzem dürfen Hindus, wenn sie in der Schweiz sterben, in der Aare bei Bern bestattet werden, an einem schnell strömenden Flussabschnitt. Früher verschickte man die Urnen nach Indien, um die Asche dem Ganges zu übergeben.

»Die Angehörigen sind froh, dass sie jetzt hier einen Erinnerungsort für ihre Verstorbenen haben«, sagt Sasikumar Tharmalingam zur Fotografin Sophie Stieger. Sechs Wasserbestattungen hat der Priester bereits gemacht. Ins Ritual eingeführt hat ihn ein indischer Meister.

Hören Sie den Podcast

Im Alpenpodcast **Servus. Grüezi. Hallo.** sprechen wir diese Woche über den Eurovision Song Contest. Ab heute unter www.zeit.de/alpenpodcast

POSTLEITZAHL

2354

Als in Belfond eine »Kinderfabrik« stand

Das Erstaunlichste an diesem Film ist die Haltung, mit der die Protagonistinnen und Protagonisten ihrem Schicksal begegnen. Differenziert, aber nicht beschönigend. Ohne selbstzerfressenden Groll, aber mit der nötigen Wut, die es braucht, um das Unrecht, das ihnen angetan wurde, nicht einfach hinzunehmen.

Zwei Jahre lang hat die Autorin Christa Miranda für ihren Dokumentarfilm *Né à Belfond* recherchiert. Sie erzählt darin die Geschichten von jungen, ledigen Frauen und ihren unehelichen Kindern, die sie in einem Geburtshaus im abgelegenen jurassischen Weiler Belfond zur Welt brachten. Gedrängt, gezwungen von ihren Familien, dem Pfarrer, dem Arzt, den Behörden.

920 Kinder wurden zwischen 1952 und 1978 in Belfond geboren. Die Einheimischen nannten das Haus nur »la Kinderfabrik«. Geführt wurde es vom katholischen Seraphischen Liebeswerk, dessen Oberinnen bis heute überzeugt davon sind, das Richtige getan zu haben: »Wir wollten einfach für die Mütter und Kinder da sein und für sie gute Lösungen finden.« Sie führten denn auch fein säuberlich Buch darüber, was mit den Kindern geschah: Die Hälfte reiste mit der Mutter wieder ab und wurde mit einer Notlüge in der Verwandtschaft untergebracht. Die anderen wurden direkt nach der Geburt zur Adoption freigegeben, landeten in einer Pflegefamilie oder im Heim. Immer mit dem Ziel, sie zu einer »rechtschaffenen Lebensführung« zu erziehen. Ihre Mütter sahen sie häufig nie mehr.

Als Ledige ein Kind zu bekommen, das durfte in der Schweiz bis in die 1970er-Jahre nicht sein. Die Frauen galten als »gefallene Mädchen«, und ihre Kinder erhielten einen Vormund. Geburtshäuser wie jenes in Belfond gehörten zu einem gigantischen staatlich-privat-religiösen Heimkomplex, der mehr als 1.000 Einrichtungen umfasste. Mit diesen Kinderheimen, Arbeitsanstalten, Mütter- und Säuglingsheimen wollte die offizielle Schweiz »arbeitscheue«, »liederliche«, »trunksüchtige« Menschen disziplinieren und nacherziehen. Obwohl diese gegen kein Gesetz verstossen hatten – sondern lediglich gegen die herrschenden Moralvorstellungen. Wie viele Menschen von solchen fürsorglichen Zwangsmaßnahmen betroffen waren, ist bis heute unklar. Eine Expertenkommission sprach mal von 60.000.

In Belfond fand Christa Miranda keine Hinweise, dass die jungen Mütter schlecht behandelt worden wären. Aber wie sagt eine von ihnen zum Schluss des Films? »Es war nicht richtig, was man gemacht hat.« MAD

Der Film »Né à Belfond. Versteckt geboren« ist in der SRF-Mediathek abrufbar

ANZEIGE



Jetzt ZEIT LEO gratis testen!

Das Magazin für alle Mädchen und Buben zwischen 7 und 13 Jahren. ZEIT LEO nimmt Kinder mit auf Abenteuerreise – unterhält, taucht in ihre Lebenswelt ein und ermuntert sie zum Lesen. Sichern Sie sich jetzt eine Ausgabe gratis!

Hier bestellen:
www.zeit.de/zi-schweiz + 49 (0) 40/42 23 70 70*
*Bitte Bestellnummer 2149646 angeben